

**P. M.**  
**MANETTI LESEN**  
**ODER**  
**VOM GUTEN LEBEN**  
ROMAN

**EDITION NAUTILUS**

»Doch vermag die milde Narkose, in die uns die Kunst versetzt, nicht mehr als eine flüchtige Entrückung aus den Nöten des Lebens herbeizuführen und ist nicht stark genug, um reales Elend vergessen zu machen.«

*Sigmund Freud, Das Unbehagen in der Kultur, 1931*

»Se as pessoas prestassem um pouco mais de atenção nas minhas atitudes, perceberiam com facilidade tudo aquilo que eu não consigo dizer.«

*Anonym*

»Die Müdigkeit hat ein weites Herz.«

*Maurice Blanchot*

»Heilig ist nicht der Tag des **um-zu**, sondern der Tag des **nicht-zu**, ein Tag, an dem der Gebrauch des Unbrauchbaren möglich wäre. Er ist der Tag der Müdigkeit.«

*Byung-Chul Han*

»Woran es fehlt, ist eine Vision, die emotional und identitätsträchtig ist, eine Formulierung der Frage, wie man im Jahr 2025 eigentlich leben möchte.«

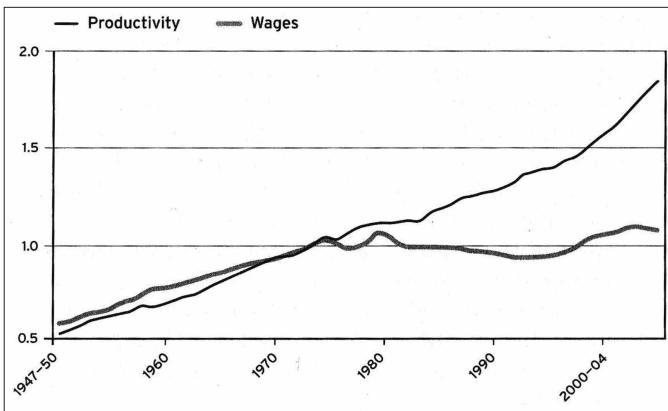
*Harald Welzer*

»Die Reue ist ein Weltreich, unendlich und unermesslich an Ausdehnung.«

*Robert Walser*

»Alles war schön, alles, alles.«

*Robert Walser*



Grafik aus: David Graeber, *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*

## 1.

Roberto Manetti ist vor elf Jahren gestorben. Letztes Jahr sind seine Notizbücher in einer Faksimile-Ausgabe herausgekommen. Sie besteht aus zwölf schwarzen, fingerdicken Notizbüchern in einem ebenso schwarzen Schubert, Format A5. Im Unterschied zum Original trägt jedes der Notizbücher auf dem Rücken und vorn auf dem Deckel eine Zahl von 1 bis 12 in Goldprägung. Die Form der Ziffern ist dick und altmodisch, sodass man den Eindruck hat, Objekte aus den zwanziger oder dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts in den Händen zu halten. Sonst aber entsprechen sie genau den Originalen, die Seiten sind blau kariert, unnummeriert, und natürlich ist der ganze Text in einer digitalen Annäherung an Manettis schöne, leicht leserliche Handschrift gehalten. Es gibt nur wenige Zeichnungen und Skizzen. Die Bände enthalten keine gedruckten Hinweise auf Verlag, Jahr, den Autor. Erst der Schubert verrät, dass der Herausgeber der Ammann Verlag ist, das Jahr der Publikation 2009, der Autor Roberto Manetti (1941–1999). Auf dem Schubert findet man den Strichcode, die ISB-Nummer, eine kurze Notiz darüber, woher die Notizbücher kommen und wie die Beinahe-Faksimile-Ausgabe hergestellt wurde.

Egon Ammann hat mit der Herausgabe von Manettis Notizbüchern sein Gespür für literarische Qualität wieder einmal unter Beweis gestellt. Eine teure Faksimile-Ausgabe des einzigen Werks eines unbekanntenen, verstorbenen und schwer fassbaren Autors herzustellen, war ein immenses verlegerisches Risiko, das ein anderer kaum eingegangen wäre. Obwohl die Ausgabe teuer ist (550 Franken), ist sie ein voller Erfolg. In der Schweiz hat die Auflage 12 000 erreicht, in Deutschland ist sie bei 8 000 (hauptsächlich in Berlin), in Österreich bei 200 (ein paar Exil-Zürcher). Dabei muss man berücksichtigen, dass man den Text ohne intimste Kenntnisse der Zürcher Szene kaum verstehen kann. (Die Berner und Genfer Szene kommt auch vor, die Basler Szene kaum, aber da viele Basler in Zürich leben, gibt es sicher auch Leser in Basel.)

Wenn man bedenkt, dass Manettis Familie aus Pietät auf ein Honorar verzichtet hat, dann kann man erahnen, dass der Ammann Verlag mit diesem Produkt finanziell gut gefahren ist.

Und nun habe ich mir also – mit einem Jahr Rückstand – auch meinen Manetti gekauft. Man kann es sich praktisch nicht mehr leisten, Roberto Manetti nicht gelesen zu haben, alle reden von ihm, er ist überall latent präsent, er hat die Szene (welche auch immer das ist) vollständig durchseucht. Manetti lesen heißt immer Manetti kaufen. (Auch das erklärt die hohe Auflage.) Man kann ihn nicht ausleihen, er wird quasi zu einem Teil der Intimsphäre wie die Zahnbürste, er wird persönlich. Roberto Manetti scheint zu jeder Leserin, zu jedem Leser direkt zu sprechen. Was umso paradoxer ist, als er nie für ein mögliches Publikum geschrieben hat und schon eine Weile tot ist. Der Ort, von dem aus er zu uns spricht, ist schon ein anderer.

Bei Manettis Notizbüchern handelt es sich nicht um Tagebücher. Tagebücher sind ja im Prinzip unlesbar. Die Wahrheit ist dem Menschen zwar zumutbar, wie Ingeborg Bachmann meinte (zu Unrecht, denn auf die Zerbrechlichkeit des Menschen muss man durchaus Rücksicht nehmen), aber echte, intime Tagebücher erregen höchstens Ekelgefühle. Nicht gemeint sind damit schon für ein zukünftiges Publikum geschriebene Tagebücher, wie jene des Schlaumeiers Max Frisch, die wohl überlegt und perfekt redigiert sind. Manettis Texte sind also keine spontanen Ergüsse, keine beliebigen Impressionen, sondern sie sind auf eine seltsame Weise gültig, ohne jedoch künstlich zu wirken. Dabei ist die Sprache völlig unauffällig, nicht aufdringlich elegant oder gar mit Bildungsmüll überladen. Wahrscheinlich hat er sich seine Sätze mehrmals zurechtgelegt, bevor er sie niederschrieb. Obwohl wir jetzt zwölf Bände à 200 Seiten haben, also um die 2400 Seiten, hat er eigentlich nicht viel geschrieben, denn die Notizbücher decken die Periode von 1975 bis 1999, insgesamt 24 Jahre, ab. Wann genau die Einträge erfolgten, erfährt man nicht, man kann es höchstens an Hand von zeitgeschichtlichen Bezügen, die bisweilen

durchschimmern, erahnen. Wie erreicht man es, Texte leicht und spontan wirken zu lassen, die sich bei genauerer Analyse als raffiniert durchkomponiert herausstellen? Manetti hat es auch geschafft, auf das, was man als »Stimme« des Autors bezeichnet, zu verzichten. Er hat keine erkennbare Stimme, er sagt seine Sachen einfach. Es gibt keinen typischen Manetti-Stil. Da er nicht für Leser schrieb, musste er auch niemanden beeindrucken. Wer Manetti liest, liest ihn daher mit Bestimmtheit zwei Mal. Das erste Mal aus Neugier, das zweite Mal aus Verwunderung, dass es solche Texte überhaupt geben kann.

Was Manetti zu sagen hat, ist nicht besonders originell. Da er eine umfassende humanistische Bildung genossen hatte und rundum belesen war, entdeckt man Bezüge zur neueren Schweizer Literatur – Frisch, Dürrenmatt, Bichsel, Loetscher, Muschg – ohne weiteres. Originalität ist etwas, das man für sich selbst nicht braucht. Wenn er redet, hat man das Gefühl, dass er einem aufmerksam zugehört hat, ja, dass er das besser sagt, was man gerade sagen wollte. Manetti hat tatsächlich in Zürich Psychologie und Philosophie studiert. Er hat über einen obskuren Vorsokratiker namens Hekataios von Milet promoviert. In den Medien ist viel über ihn und das Phänomen seines Erfolgs geschrieben worden. Seine Schwester Elsa – ein Name, der mich immer an eine Firma für Elektronikteile erinnert, aber Namen sind Namen, da kann man nichts machen – hat eine ganze Reihe von Interviews gegeben. Inzwischen kennt man Roberto Manetti ziemlich gut. Wahrscheinlich bin ich ihm oft begegnet, ohne ihn zu beachten. Er war bei verschiedenen Ereignissen dabei, bei denen ich auch dabei war: zum Beispiel bei der ersten Besetzung des Zürcher AJZ, bei einer Demo für das alternative Kulturzentrum Rote Fabrik, bei der Tschernobyl-Demo in Bern, beim Stauffacher-Tribunal gegen Immobilienspekulanten auf dem Helvetiaplatz, bei der Veranstaltung im Schauspielhaus zum »leergeglaubten Staat« (anlässlich des 700-Jahre-Jubiläums 1991), bei vielen Konzerten und Ausstellungen. Er ist aber nie prominent aufgetreten, er muss sich immer am Rand aufgehalten haben. Was nicht

heißt, dass er in entscheidenden Momenten nicht aktiv gewesen sein könnte. Elsa hat keine Fotos von ihm veröffentlichen lassen. Aber ich weiß, wie er aussah: groß, hager, immer mit teuren, weißen Tennisschuhen und Jeans, dazu dezente helle Pullover, meist über die schmalen Schultern drapiert. Er hatte schütteres blondes Haar, ein dünnes Bärtchen und einen Schnurrbart. Seine Nase war markant, er trug eine randlose Brille und hatte graue Augen. Er war immer zugänglich und freundlich, auch in angespannten Situationen. Wie ein guter Geist tauchte er auf und verschwand. Ich habe ihn gekannt, aber wahrscheinlich nie direkt mit ihm geredet.

## 2.

Von Thomas Schneider, seinem ersten Leser und Lektor, habe ich weitere Details über Manettis Leben erfahren. Die Notizbücher wurden ja nur darum publiziert, weil Schneiders Freundin K. mit Elsa bei einer Szenographie in einer abgelegeneren Halle der Expo.02 zusammenarbeitete. Beide waren sie Bekannte von Pippilotti Rist. Klar, in Zürich ist praktisch jeder ein Bekannter von Pippilotti Rist – ich habe damals bei einer literarischen Modenschau (bunte Hemden, Fische mit Zähnen) mitgewirkt, die von ihren Freundinnen organisiert wurde. Das Hemd habe ich immer noch, und kürzlich hat mir ein alter Schulfreund sogar den auf Schreibmaschine getippten Programmablauf zugesandt, den er beim Aufräumen fand. Aber zurück zu Roberto Manetti.

Es war Mitte Juli, als ich Thomas Schneider wieder einmal im Grand Café am frisch beruhigten Limmatquai traf. Thomas trägt immer einen eleganten, absichtlich zerknitterten Anzug, dazu eine unauffällige Krawatte. Er geht selten zum Coiffeur und verunstaltet sein Gesicht mit einer monströsen Hornbrille, die wahrscheinlich an Max Frisch erinnern soll. Typisch für ihn ist auch, dass er nie etwas bei sich hat. Er bittet einen dauernd um Schreibzeug, um Feuer, um die Benutzung des Mobilfons. Dabei sagt er nicht

einmal: »Hättest du Feuer, bitte?«, sondern fuchtelte einem nur vor der Nase herum. Selbstverständlich hat er auch nie Geld dabei – es scheint ihm nicht aufgefallen zu sein, dass ich seinen Kaffee (mit oder ohne Croissant) seit Monaten bezahle. Aber da er ein liebenswürdiger Zeitgenosse ist und viele Interna zu berichten weiß, macht mir das gar nichts aus.

Während also drei Tische hinter uns Hugo Loetscher die NZZ las, erfuhr ich einiges über die Familie Manetti. (Hugo Loetscher sitzt manchmal auch im Odeon. Er ist das Urbild eines Literaten – gebildet, weit gereist, belesen, aufmerksam. Er kann gut formulieren. Er hasst Muschg, weil Muschg sich als Frisch-Ersatz betrachtet und immer wieder völlig umständliche, nichtssagende, aber manifestartig-umfassende Stellungnahmen zum Zeitgeschehen abgibt. Wenn man sie gelesen hat, fragt man sich: Was hat Muschg jetzt gesagt? Wenn man also mit Muschg nichts anfangen kann, dann passt einem Loetscher gerade. Loetscher schreibt seit Jahren auf einem Computer, der ihm geschenkt wurde. Schade, man hätte ihn doch gerne noch nervös Zigaretten rauchend an einer Hermes-Baby sitzen sehen. Aber er ist ein echter Literat, er hat auf jede Frage eine einigermaßen bemerkenswerte Antwort. Meist kommt er auf seine Jugend in Aussersihl, auf seine Zeit beim *du* oder auf Brasilien zu sprechen. Loetscher ist lesbar – aber natürlich kein Vergleich mit Manetti. Der übrigens auch lange in Brasilien lebte.)

»Die Manettis stammen ursprünglich aus dem Aosta-Tal«, begann Thomas, als er sich eine meiner Zigaretten mit meinem Feuerzeug angezündet hatte, »sie waren wahrscheinlich Waldenser und im Seidenhandel tätig. Also hatten sie immer schon Beziehungen nach Lyon und Zürich. Dann kamen die Verfolgungen. Gegenreformation. Sie verloren alles und siedelten nach Bergamo über, wo sie einen Gemischtwarenladen eröffneten. Sie verhielten sich religiös unauffällig – das ist die Stadtpräsidentin.«

Er lenkte meinen Blick auf eine elegant gekleidete junge Frau mit blondem Wuschelschopf, die über die erhöhten

Randsteine bei der Tramstation hüpfte und Richtung Rathaus eilte.

»Sie hat nichts dabei«, bemerkte ich.

»Wahrscheinlich trägt man ihr alles nach. Eine Stadtpräsidentin mit bauchiger Ledermappe wäre ja auch ein ziemliches Stilverbrechen. Man hat alles im Kopf oder kann es auf dem iPhone abrufen. Eine mittlere Akte hat kaum fünfzig Kilobyte, ein Roman im Layout vielleicht zwei Megabyte. Ein Mensch, der noch Unterlagen herumträgt, ist praktisch ein Neandertaler.«

»Vielleicht ist die Goldbroche an ihrem Lederjäckchen ein 16-Giga-USB-Stick.«

»Darin könnte man alles Wesentliche über die westliche Zivilisation unterbringen.«

Hinter uns räusperte sich Hugo Loetscher. Thomas hatte ein bisschen zu laut gesprochen. Er hat diese Angewohnheit: Wenn er etwas Zitierbares sagt, dann will er, dass man es rundherum hört. Insofern gleicht er Muschg.

»Diesen Herbst werde ich von Corine Mauch meinen Literaturpreis entgegen nehmen«, prahlte Thomas vor sich hin.

»Warum du? Du hast doch nichts geschrieben!«

»Klar nicht – aber ich habe etwas gelesen, vor allen andern. Und ich habe daraus ein Buch gemacht.«

Eigentlich logisch, dass für ein Buch, das keinen greifbaren Autor hat, der erste Leser und Lektor einen Anerkennungspreis bekommt. Wer sonst?

»Natürlich kenne ich Corine schon lange, sie ist mit meiner Freundin befreundet. Beide sind seit langem in der SP.«

Wieder räusperte sich Hugo Loetscher – war er nicht auch in der SP?

»Wir waren beim Gemischtwarenladen in Bergamo stehen geblieben.«

»Am Anfang des letzten Jahrhunderts rutschten sie in den Kaffeehandel und begannen, eine kleine Kaffeerösterei zu betreiben. Sie waren sehr erfolgreich und eröffneten bald Filialen in Milano, Como und dann in Chiasso. Sie erfanden eine bartaugliche Espressomaschine und bauten eine



kleine Fabrik in Milano. Dann kam Mussolini, und sie dislozierten nach Lugano.«

»Warum? Was hatten sie von ihm zu befürchten?«

»Nun, es gab Gerüchte über eine Großmutter, die Levi hieß. Die Manettis hatten Erfahrungen mit Verfolgungen und wollten vorsichtig sein. Zudem stellte sich der Umzug später als geschäftlicher Geniestreich heraus. In den fünfziger Jahren griff die italienische Kaffeekultur auf die Schweiz über. Sie expandierten nach Zürich und wurden nach einigen Jahren Bürger von Zürich. Roberto besuchte hier das Gymnasium. Er sollte Wirtschaftswissenschaften studieren, um das elterliche Geschäft zu übernehmen. Er ging brav nach St. Gallen und eignete sich betriebswirtschaftliches Wissen an, brach aber das Studium bald ab. Um seine Eltern nicht zu enttäuschen, begann er, sich um das Geschäft zu kümmern, schrieb sich aber zugleich an der Universität Zürich ein. Er studierte dies und das, Romanistik, Mathematik, Geschichte, Psychologie, hörte Emil Staiger zu, las Max Frisch, was man halt Anfang der sechziger Jahre so tat.«

Man kann all das in Max Frischs Tagebüchern nachlesen. Seltsamerweise kommt der große Literaturstreit (»Dann frage ich Sie: in welchen Kreisen verkehren Sie?«) nur nebenbei vor. Genau genommen war es ja gar kein richtiger Streit. Man kann ganz gut zu Mozart zurückkehren und trotzdem über Prostituierte, Kriminelle und Drogensüchtige schreiben. Die Sitten zu Mozarts Zeiten waren auch nicht besser als heute. Hätte ich damals etwas zu sagen gehabt, so wäre ich wahrscheinlich sogar mit Staiger einig gewesen. Warum soll Literatur sich immer nur mit Spezialfällen wie Verdingkindern, Alkoholikern, Mördern, Rebellen und andern Randfiguren befassen? Einfach weil es interessant ist? Ist doch reiner Voyeurismus! Die Opfer der Gesellschaft brauchen die Verteidigung durch die Literaten sowieso nicht. Sollen sie doch der SP beitreten und etwas für eine bessere Altersversicherung tun. Auch ganz normale Leute haben große Probleme. Außerdem: warum müssen sich Romane *überhaupt* mit Problemen befassen? Man kann ja ein-

fach mal was schreiben. Klar liest das dann niemand – aber das ist halt das Los der verkannten Künstler. Manetti schreibt ja auch nicht über spezifische Themen, man könnte keine Manetti-Partei gründen, trotzdem liest man ihn gern, ja, er macht richtig süchtig.

Inzwischen war Thomas bei Manettis Philosophiestudium angelangt, das dieser parallel zu Geschäftsaktivitäten in Brasilien, Ostafrika und Costa Rica betrieb. Er entdeckte neue Kaffeelieferanten, während er sich einerseits durch die Philosophiegeschichte, andererseits durch Kurse in Phänomenologie und Logik arbeitete.

»Da ist Leupi, samt Velo«, bemerkte Thomas, »der grüne Fraktionschef. Ich wette, er ist nächstes Jahr Stadtrat. Sicher geht er zu einer Besprechung mit Corine.«

»Was kann man mit Corine Mauch besprechen?«, fragte ich, während er wieder eine Zigarette erwedelte, »bisher hat sie noch gar nichts gesagt. Noch weniger als Elmar Ledergerber, der wenigstens die Ökoterroristen erfand.«

»Sein politischer Selbstmord.«

Ich träumte kurz, dass Corine aus aktuellem Anlass von Finanz- und Immobilienterroristen reden könnte. Vielleicht war sie schon nahe daran, die Worte wollten nur nicht über ihre Lippen kommen.

»Sie wird nie etwas sagen«, seufzte ich, »das hat sie aus seinem Schicksal gelernt. Sie wird einfach da sein und aufgeschlossen lächeln.«

Thomas paffte und nickte. »Aber was willst du denn? Dass sie die Bevölkerung zur Revolution aufstachelt? Die Polizei zur Unterstützung von Hausbesetzern gegen die Immobilienspekulanten losschickt?«

»Klingt gut.«

»Du hast ja keine Ahnung.«

»Okay. Manetti reiste also herum und studierte Logik.«

»Vor allem Brasilien war für Manetti eminent wichtig«, fuhr Thomas fort, »manchmal war er monatelang dort, nach dem Lizentiat war er zwei ganze Jahre dort verschwunden. Auf jeden Fall florierte die Firma Manetti, ihr Kaffee ist überall. Ihre Kaffeemaschinen sind Kult.«

Hugo Loetscher war durch mit der NZZ. Er stand umständlich auf, nickte uns im Vorbeigehen freundlich zu – wahrscheinlich kannte er Thomas vom Sehen. Oder er hatte den Begriff »westliche Zivilisation« aufgeschnappt. Wir beobachteten, wie er die Straße überquerte und sich in Richtung seiner Wohnung bewegte. Wahrscheinlich würde er dort auf seinem berühmten Computer an seinen Memoiren schreiben. In einem gewissen Sinn waren Manettis Notizbücher Live-Memoiren, Direktreportagen aus dem Leben eines Zeitgenossen. Aber nicht nur das, wie ich herausfinden sollte. Lebt man nur, um sich wenigstens an etwas erinnern zu können, um einen Stoff zu haben? Das deutsche Wort »erinnern« ist ja erstaunlich: Die Welt ist draußen, dann wird sie erinnert und dann ist sie innen. Quasi eine Definition des Lebensprozesses: Man wird in die Welt gesetzt und dann nimmt man sie herein. Verdaut sie. Und dann endet es. Man scheidet es heraus. Was immer »es« war. Der Zyklus ist beendet.

»Wir überlegen uns eine Übersetzung ins Englische«, war Thomas fortgefahren, »aber das wird schwierig.«

»Kann man Erinnerungen übersetzen?«

»Man kann alles übersetzen. Manetti reiste nicht nur nach Brasilien, sondern auch nach Paris, wo er Meienberg traf, nach London und New York.«

»Da wird aber kein Kaffee angebaut«, warf ich ein.

»Aber getrunken. Darum ging es jedoch nicht. Wer die Weltstädte nicht kennt, kennt die gängigen Moden nicht. Manetti wollte die Welt kennen, ein bisschen wie dieser Hekataios. Das ist nicht verwunderlich. Die Verbindung zwischen Philosophie und Geschäft ist offensichtlich. Die griechische Philosophie begann in den ionischen Handelsstädten – zum Beispiel in Milet. Das griechische Alphabet, das nicht-mythische Denken – alles Produkte der Polis, des Geschäfts, des Rechnens, des Reisens; Handel, Austausch, Planen und Riskieren, abstraktes Denken – all das gehört zusammen. Manetti war ein Handelsreisender, er machte Geld, viel Geld.«

»Er profitierte von seinem Wissensvorsprung.«

»Genau. Wie Voltaire. Der spekulierte im karibischen Zuckerhandel, machte ein Vermögen, das auf Sklavenarbeit beruhte. Er kaufte sich seine Denkzeit durch die Ausbeutung von Sklaven. Was *sie* dachten, weiß keiner – vielleicht wussten sie mehr über eine etwas andere Aufklärung als er selbst. Bei Manetti war es im Prinzip nicht anders. Fortschritt hat seinen Preis.«

Sein letzter Satz wäre nicht nötig gewesen. Fortschrittszynismus ist nun wirklich ein alter Hut. Ich fragte mich, was Manetti wohl mit Meienberg in Paris besprochen hatte. Vielleicht hatten sie peripatetisch die Place des Vosges umschritten und über die schweizerische Bourgeoisie gelästert – aus genauer Kenntnis. Vielleicht hatte er versucht, Meienberg auf eine andere Bahn zu bringen. Er hat es nicht lange geschafft.

»Er machte sehr viel Geld«, murmelte Thomas, fasziniert.

»Und seine Schwester hat es geerbt.«

»Ja. Darum brauchte sie auch die Honorare für die Bücher nicht. Sie hat übrigens eine Stiftung gegründet, die Schulen für Mädchen in islamischen Ländern finanziert.«

In den sechziger Jahren studierte Manetti also Wittgenstein, Husserl, Heidegger, Sartre, aber auch Freud, Adler, Jung, machte Geschäfte, verschwand in exotischen Ländern, tauchte wieder auf.

»1969 starb seine Mutter Dora«, berichtete Thomas, »relativ jung, im Alter von 50 Jahren. Das war ein harter Schlag für Manetti, obwohl er damals ja schon 28 Jahre alt war. Seine Mutter hatte ihm viel bedeutet, mehr als sein Vater Carlo, der ja auch viel älter war, damals schon 70.«

»Das heißt«, rechnete ich, »als Manetti 1941 geboren wurde, war seine Mutter 22 Jahre alt, sein Vater aber 42.«

»Ja, sie war seine zweite Frau. Die erste war in den dreißiger Jahren bei einem Verkehrsunfall umgekommen – in einem Bugatti. Am Comer See. Sie war allein am Steuer.«

»Dem Vater starben die Frauen weg«, bemerkte ich, während ich mir eine schicke Frau in einem offenen Bugatti vorstellte. Aber was hatte sie in Italien zu suchen?

»Manetti hielt noch ein paar Jahre durch, bis 1973, als

Carlo an einem Herzversagen verstarb. Dann verkauften er und Elsa die Firma für 255 Millionen. Und damit war ihr aktives Erwerbsleben abgeschlossen. Von nun an gab's für Elsa nur noch die Kunst, und für Roberto – nun, da muss man eben seine Bücher lesen.«

Die Kunst! Die Kunst!

»Komischerweise habe ich von einer Elsa Manetti im Kunstbetrieb noch nie etwas gehört. Hat sie gemalt?«

Thomas lachte auf.

»Sie hat gar nichts gemacht. Sie war nur Mäzenin, Sammlerin, Organisatorin, Galeristin, Konservatorin. Sie hat immerhin Kunstgeschichte studiert. Sie war im Hintergrund tätig, hat gefördert, koordiniert, lobbyiert. Nur bei der Expo, da hat sie sich etwas engagiert und eben dafür gesorgt, dass Pippilotti künstlerische Leiterin wurde. Was ja dann in die Hose ging.«

»Wie alt ist denn Elsa?«

»Jahrgang 1955.«

»Ein Nesthäkchen. Vierzehn Jahre jünger als Roberto.«

In diesem Moment fragte ich mich ernsthaft, warum ich mich überhaupt für diesen reichen Müßiggänger interessieren sollte – Husserl hin oder her. Ich meine: Seine Sorgen konnten kaum meine Sorgen sein. Selbstverständlich ist es leicht, die Welt detachiert und detailliert zu beobachten, wenn man auf einigen Millionen sitzt. Und dazu kamen noch Häuser in Zürich, im Tessin, in Brasilien, Costa Rica, Wohnungen in Paris und New York. Der Mann hatte ausgedacht. Genug Zeit für jede Art von Onto- und Phänomenologie. Was konnten Leute wie ich für ihn sein? Höchstens interessante Fälle. Ameisen in einem Ameisenhaufen.

»Neidisch?«, entlarvte mich Thomas grinsend.

»Klar. Nichts gegen Neid. Neid ist ein edles Gefühl, immer berechtigt. Nur die Reichen beklagen sich über den Neid der Armen. Die Armen, nicht nur arm, sollen sich auch noch schämen müssen, neidisch zu sein.«

»Du spielst wieder mal Oscar Wilde. Einfach widersprechen und schauen, was dabei herauskommt.«

»Oscar Wilde hat schließlich Recht bekommen.«